

Von Evelyn Vogel

Ein Strich pro Tag: Wie viele Menschen haben diese Markierung in früheren Zeiten wohl schon in Wände gekratzt? Um ihr Zeitgefühl nicht zu verlieren? Um nicht wahnsinnig zu werden? Gefangene in Kerkern, Schiffbrüchige, Insassen von Nervenheilstätten. Mit jedem Strich vergewisserte sich der Mensch, dass die Zeit nicht stillsteht, dass es irgendwie weitergeht, dass es Hoffnung gibt auf ein Morgen. Ein Morgen, das vielleicht besser wird. Weil das Heute so furchtbar ist. Zugegeben: eine sehr archaische Methode der Zeitmessung. Wer würde sie heute noch verwenden? Wenn es ihn nicht gerade wie Robinson Crusoe auf eine einsame Insel verschlagen hätte? Und was hat diese archaische Zeitmessung auf einem Kunstwerk verloren? Noch dazu auf einem aus Glas und in Pink? Einer Farbe, die vermutlich mit dem größtmöglichen Gegensatz zu der inhaltlichen Härte und Tristesse des Strich-Vorgangs konnotiert ist?

Der amerikanische Künstler Mark Bradford hat es getan. Der 63-Jährige thematisiert oft gesellschaftspolitische Fragen. Sein künstlerisches Werk reicht von Malerei über Collage und Installation bis hin zu Video. Für Glaskunst jedoch ist Bradford nicht gerade bekannt. Und doch hat er ein Glasobjekt geschaffen, das eine pinkfarbene Einkaufstasche, einen klassischen Shopper darstellt.

Auf den ersten Blick ein banales Objekt, das man einem Künstler wie ihm kaum zuschreiben würde. Bis man der Striche darauf gewahr wird. Typische Fünfer-Bündel mit vier Senkrechten, die von einem diagonalen Strich durchkreuzt und zusammengehalten werden. Je drei pro Reihe, sieben Reihen.

Die Stiftung, vor 25 Jahren gegründet, fördert Kunst und Wissenschaft

Bradford, der in seiner Jugend viele Sommer durch Europa gereist ist und so die europäischen Kunsttraditionen kennengelernt hat, verneigt sich mit dem Objekt vor der venezianischen Glaskunst. Zugleich bricht er den schönen Schein, dem diese Kunst verhaftet ist, indem er die Form eines Shoppers wählt, wie er in der JVA Venedig von Gefangenen aus PVC gefertigt wird. Und rückt sein Objekt noch stärker in den gesellschaftskritischen Kontext, indem er die Tagesstriche darauf setzt. Ein Strich pro Tag. 105 Tage Haft.

Bradford's Objekt ist nur eines von sehr vielen, die mehr sind als klassische Glasobjekte und die in der Jubiläumsausstellung zu 25 Jahre Alexander Tutsek Stiftung gezeigt werden. „Future Horizons“, so ihr Titel, will einen Blick in die Zukunft werfen. Der Horizont, eine Linie, wo Himmel und Erde sich begegnen und der man sich nähern kann, die man aber niemals erreicht. Oder um es mit dem Philosophen Hans-Georg Gadamer zu sagen, der von den Kuratorinnen Petra Giloy-Hirtz und Eva-Maria Fahrner-Tutsek zitiert wird: „Dem Beweglichen verschieben sich die Horizonte.“ Weil der Horizont etwas ist, „in das wir hineinwandern und das mit uns mitwandert“.

Auch deshalb ist es spannend, diese Glasobjekte genau anzusehen und über den eigenen Horizont hinaus zu denken. Ist „In my Hand“ von Monica Bonvicini eine reine Gewaltinterpretation, eine Reminiszenz an Bondage, die mit Begehren und Unterwerfung, Lust und Gewalt spielt, oder ist es doch Ausdruck weiblicher Selbstermächtigung? Nehmen die roten Sterne von Kiki Smith Bezug zum Universum oder stellen sie grausame Todesmaschinen dar, wie ihr Titel „Mine“ impliziert? Kritisiert die Arbeit „Regime“ von Guan Donghai nur traditionelle oder auch aktuelle Machtstrukturen? Und wie viel Doppeldeutigkeit lässt sich aus dem wie ein verschürtes Geschenkpaket anmutenden Glaswürfel von Janusz Walentyńczyk ablesen, wenn man nicht seinen Titel „Hazardous Goods“ kennt?

Die Vielfalt der Glasarbeiten in Form, Technik und Inhalt, die die Alexander Tutsek Stiftung sammelt und hier zeigt, ist beeindruckend. Längst hat Glaskunst die Kategorien Handwerk und Kunsthandwerk hinter sich gelassen. Die Studio-Glas-Bewegung hat da in den 1970er-Jahren viel angestoßen und in Bewegung gebracht. Inzwischen arbeiten viele zeitgenössische

Zerbrechlich wie die Zukunft

Wenn es um Kunst aus Glas geht, spielt die Alexander Tutsek Stiftung in München eine führende Rolle. Ihre Sammlung vereint Werke von Monica Bonvicini bis Kiki Smith.



Eva-Maria Fahrner-Tutsek hat die Stiftung vor 25 Jahren mit ihrem Mann Alexander gegründet. Sie sammelt Kunst aus Glas und Fotografie. Oben der Shopper in Pink „Borsa“ von Mark Bradford mit Verweis auf die JVA Venedig. Rechts „Hazardous Goods“ von Janusz Walentyńczyk.

FOTOS: FLORIAN PELJAK; COURTESY HAUSER & WIRTH; COURTESY ALEXANDER TUTSEK-STIFTUNG/HANS-JOACHIM BECKER



Künstlerinnen und Künstler nicht ausschließlich, aber wie selbstverständlich auch in Glas. Nicht notwendigerweise, indem sie die Materialität selbst beherrschen. Aber für die Stiftung zählen solche Kategorien ohnehin nicht.

Auch weil Eva-Maria Fahrner-Tutsek, die die Stiftung zusammen mit ihrem Mann Alexander vor 25 Jahren gegründet hat und kürzlich vom bayerischen Kunstministerium mit der Auszeichnung „Pro meritis scientiae et litterarum“ geehrt wurde, von Anfang an nach dem Besonderen gesucht hat. „Wir waren nie Sammler“, erzählte sie vor einigen Jahren in einem Gespräch mit der SZ, „aber wir waren offen für Bereiche, die gerne mal übersehen werden“. Glaskunst – sofern man nicht an Kunsthandwerk dachte – gehörte lange in diese „übersehene“ Kategorie.

Wie auch die anderen Bereiche, die die Stiftung fördert und längst auch systematisch sammelt. Dazu gehört die Fotografie.

Einer Leidenschaft, der Eva-Maria Fahrner-Tutsek auch ganz persönlich frönt, über Einzelprojekte und Ankäufe in Münchner Museen fördert und über die die Stiftung 2016 zum Hauptsponsor vom Haus der Kunst wurde.

Das zweite Standbein der Stiftung ist der Wissenschaftsbereich, wo Forschung und Lehre an Fachschulen und Universitäten und ganz besonders der Nachwuchsmithilfe von Stipendien gefördert werden. Denn Wissenschaft und Glas gehören originär zu den Stiftern, die auch Eigentümer von Refra-Technik sind, einem Unternehmen für feuerfeste Stoffe wie Glas, Keramik, Steine und Erden.

Seit Sommer 2024 befinden sich der Hauptsitz des Unternehmens und der Sitz der Stiftung nicht mehr in einer alten Jugendstilvilla in Schwabing, sondern in einem Neubau in der Parkstadt Schwabing. Früher musste man treppauf-treppab durch die vorderen und hinteren, die unteren

und oberen oft kleinen Räumlichkeiten der alten Villa steigen. Solitären Präsentationen kam das entgegen; um Korrespondenzen zwischen Werken zu schaffen, war es eher hinderlich.

Wie sehr die Ausstellungsmöglichkeiten der Alexander Tutsek Stiftung gewonnen haben, seit sie in den neuen Räumen des Unternehmens, der Black Box, das Erdgeschoss und seit Kurzem auch einen weiteren Raum im ersten Stock zur Verfügung haben, wird mit jeder Ausstellung deutlicher. Mit einem immer breiteren Rahmenprogramm mit Führungen und Lunch-Breaks öffnen sich die Stiftung und die Sammlung immer mehr. Aus Anlass des 25. Bestehens ist bei Hirmer ein Bestandskatalog „About Glass“ erschienen.

Bei dieser Ausstellung setzt man im Erdgeschoss in der Farbgebung auf elegantes Silber und Schwarz. Außerdem hat das Berliner Architekturbüro Bruzuck Greenberg zahlreiche verspiegelte Wandeinbauten

vorgenommen, die die Objekte sehr schön in Szene setzen. Im oberen Stock durchzieht ein pinkfarbenes Podest die Länge des schmalen Raumes. Und auch wenn da zunächst ein Wow-Effekt dominiert, je länger man hinschaut, desto nerviger wird der pinkfarbene Lack, der den Objekten einfach zu viel wegnimmt. Weshalb manche der Werke, die an den weißen Wänden hängen, besser wegkommen: etwa die spielerische, technisch hochinteressante Arbeit der jungen litauischen, in München lebenden Künstlerin Neringa Vasiliauskaite.

Kunst aus Glas, so viel steht fest, hat in München eine ganz besondere Heimat gefunden. Und Eva-Maria Fahrner Tutsek, die noch immer fasziniert davon ist, hat diesem „Vernachlässigten und Unterschätzten“ einen stetig wachsenden Resonanzraum gegeben.

Future Horizons, Alexander Tutsek Stiftung, Georg-Muche-Str. 4, bis 28. Mai 2026

Mal dämonisch, mal kinderlieb

Nach drei Jahren sind „Volbeat“ zurück in der Olympiahalle – für zwei ausverkaufte Konzerte.

München – Als Volbeat um Viertel nach neun auf die Bühne kommen, ist vergessen, was vorher war. Die Fans jubeln, einige schreien, man rempelt sich schon mal in Moshpits an. Dass die Stimmung noch so gut werden würde, war nicht von Anfang an klar – die Vorbands spielten noch bei verhaltener Stimmung. Erst waren *Witch Fever* dran, eine junge Punk-Rock-Band aus Manchester, die das Mikro zwischen ihren Songs in die Hand nahm, um ihre eigenen Produkte zu bewerben oder für ein Ende der Gewalt in Gaza und gleich in der ganzen Welt aufzurufen. Dann kamen *Bush* dran, einst die angesagtesten Popper der Grunge-Ära, doch auch sie brachten die Zuschauer nicht in Schwung. Zwar mühte sich Frontmann Gavin Rossdale ab, hüpfte mit durchschwitztem T-Shirt über die Bühne und spazierte durch die Massen bis hinauf in Block E. Allein: Es nützte nichts.

Den Unterschied merkt man beim ersten Applaus für Volbeat. Drei Jahre haben die Münchner Fans auf die Rückkehr der Rockband aus Kopenhagen gewartet. Lead-Sänger Michael Poulsen musste mehrere Kehlkopf-OPs über sich ergehen lassen. Das Comeback ist dann umso größer: Mit „*God of Angels Trust*“ bringen sie ein neues Album mit auf die Tour durch Kanada, die USA und Europa – in München füllen sie an zwei Abenden die Olympiahalle.

Ein Best-of aus 20 Jahren Bandgeschichte

Dort ist die Bühne geformt wie eine E-Gitarre, der Laufsteg zu den Fans. Während der Show spazieren die Musiker immer wieder nach vorn, sind mal direkt bei den Zuschauern, dann wieder hinten am Schlagzeug. Von den vieren sieht allein Poulsen in seinem schwarzen Tank-Top der deutschen Death-Metal-Band *Morgoth* wie ein Rockstar aus. Bassist Kaspar Boye Larson und Tour-Gitarrist Flemming C. Lund würden in ihren Hemden in ein Schwabinger Marketing-Start-up passen. Musikalisch bedienen sie sich erst mal aus der langen Bandgeschichte. Volbeat existieren seit 2001. Mit Klassikern wie „The Devils Bleeding Crown“ und „Lola Montez“ können sie nichts falsch machen. Das Publikum ist gelöst, Poulsen heizt die Stimmung an; redet viel und sagt wenig.

Der Abend ist ein Best-of aus 20 Jahren. Die vier setzen auf den Mix aus Rock, Metal und Country, der sie bis in die USA erfolgreich gemacht und dort zehnmal an die Spitze der Rock-Charts gebracht hat. Aus dem neuen Album ist wenig zu hören. Diese Vorsicht hätte es nicht gebraucht, das Publikum liebt auch die neuen Songs. Beim eher klassisch rockigen „Demonic Depression“ jubeln die Leute, beim ruhigeren „Time will heal“ klatschen fast alle mit.

Nicht alles ist rund an diesem Abend. Trotz beeindruckender Lichtshow funktioniert das Bühnenbild nicht ganz und einige der Show-Ideen verpuffen. Den Fans ist das egal, sie sind für die Emotionen hier. Bei der dänisch-englischen Ballade „For Evigt“ wird der Saal zum Lichtermeer. Danach gibt es eine Überraschung: Wie schon in Köln und Berlin ruft Poulsen alle Kinder aus dem Publikum auf die Bühne. Die ersten kommen vorsichtig, dann immer mehr, bis etwa 20 Kinder oben stehen. „The Future of Heavy Metal“, nennt Poulsen sie. Mit ihnen spielt er „Still Counting“, wobei er galant im Text „Assholes“ durch „Youngsters“ austauscht. Nach dem Song gibt es noch ein paar Fotos und alle dürfen einmal Poulsons Gitarre berühren.

Volbeat sind eben kein Kinderschreck. Vielleicht fehlen dem ersten von zwei Auftritten in der Olympiahalle die Kanten – aber damit war er eben auch rund. Die Fans jedenfalls waren rundum glücklich nach der Pause. Ganz so lang werden sie nicht wieder auf einen Auftritt warten müssen: In Bayern wird die Band im Juni 2026 beim Festival „Rock im Park“ neben *Linkin Park* und *Iron Maiden* als Headliner zu sehen sein. **Daniel Kuhn**

Wenn Kirche niederschmettert

Max Bronskis Krimi „Die Josephsbrüder“ spielt teils in Kirchenkreisen, teils in der Anarchistenszene – gemeinsam ist ihnen nur, dass beide im Münchner Sommer für Aufregung sorgen.

München – Die Übergänge sind fließend – zwischen Bewusstlosigkeit und Wachsein, zwischen Gut und Böse. Wilhelm Gossec weiß das, und leider kämpft er gerade mit beidem. Auf einem Steinfußboden liegend, versucht er mühsam, wieder zu Sinnen zu kommen. Und da es ausgerechnet ein Kloster ist, in dem ihm jemand niedergestreckt hat, liegt für ihn und die Leser die Frage nahe: Treibt hier das Böse unter der Maske des Guten sein Unwesen?

Der Münchner Autor Max Bronski macht es dem Anti-Helden seiner Gossec-Krimis im Fall „Die Josephsbrüder“ mal wieder nicht leicht. Eigentlich recherchiert der Trödelhändler nur für seinen Freund Julius, dessen Firma „CatSecurity“ Probleme mit einem kirchlichen Kunden hat: Warum wurde in die Werkstatt des (fiktiven) katholischen Josephsbrüder-Laienordens im Kloster Hohenwartach (auch fiktiv, doch von der Isar-Lage her an Schäftlarn erinnernd) eingebrochen, obwohl die Firma sie kurz zuvor gut gesichert hatte?

Die Antwort auf diese Frage darf man nicht verraten, will man nicht das Vergnügen an diesem temporeichen Krimi schmälern, mit dem sich der Münchner Sommer zumindest lesend noch verlängern lässt. Nur soviel: Legal mag nicht alles sein, was die Brüder treiben, doch die wahren Schurken sitzen womöglich anderswo. Und dieser Handlungsstrang ist eh nur einer von zahlreichen, die für Abwechslung sorgen.

Bier und Freunde mildern für die Hauptfigur Gossec die Härten des Lebens

Zusammengehalten wird alles von der Bierruhe Gossecs, durch viel Genuss desselben mühsam erworben. Der Ich-Erzähler sieht sich als „zerklüftete Person“, meist erfolgreich mit der inneren und äußeren Balance ringend und trotz fehlenden Studiums mit gewählter Sprache gesegnet: „Ein großes Licht ist es bei mir nie, aber ein Lichtlein wiedergewonnenen Denkens glomm schon in mir auf“, mit solchen Gedanken wacht er zum Beispiel endlich auf dem Steinfußboden auf.

Was nicht so glimmt bei Gossec, ist die Liebe: Die einzige Frau, zu der er „eine lang-



Autor Max Bronski alias Franz-Maria Sonner über den Dächern in München, wo auch sein neuer Kriminalroman spielt. FOTO: PETER FRESE

jährige stabile Beziehung aufrechterhielt, war die Wirtin meiner Stammkneipe“. Dafür pflegt dieser Melancholiker, der höchstens noch eine erlöschende Restsehnsucht nach der Bäckerin Rosa, „in ihrer duftig weißen Schürze“ kennt, jede Menge Männerfreundschaften. Was die „angejahrten Herren“ eint, sind gemeinsame Interessen: „Wenn wir beim Bier zusammensaßen, verflüssigte sich die Härte des Lebens.“

Dass auch Lonesome Cowboys gemeinsam der Einsamkeit entkommen können, spielt Max Bronski (ein Pseudonym des Schriftstellers Franz-Maria Sonner) in diesem Roman an vielen Figuren durch – vom hilfreichen Hausmeister Hugo bis zum Anarchisten-Kumpel Ludger. Mit einem „gewinnenden Assi-Charme“ gesegnet, erklärt Letzterer bodenständig, was Anarchismus ist: „Anarchie ist doch nicht Freibier für alle. Sie ist ein Menschenbild. Man hilft einander doch lieber, als sich die Köpfe einzuschlagen. Eine Ordnung stellt sich dabei von selbst ein.“ Ludger weiß: „Überleben können wir nur in einer Gemeinschaft.“ Und am besten bildet sich die im Weissen Bräuhaus.

Die Anarchisten zeigen, was der Handlung geradezu anarchistische Wendungen verschafft, in diesem Roman noch einige Sprengkraft und kapern eine Pegida-Demo. Auch darin sind sich die rauen Kerle mit den weichen Kernen um Gossec einig: Mit den extrem Rechten will man nichts zu tun haben. „Warum will dieser prekäre Haufen nicht die Reichen, die Schönen, die wirtschaftlich Mächtigen zur Rede stellen?“, fragt sich Gossec. Stattdessen hetze man „hinter einem schwarzen Flüchtling her“, denn man „neidet es vor allem solchen, die selbst im Unglück sitzen“.

So einer ist Wilhelm Gossec nicht. Auch er weiß aus Erfahrung, dass Mann und man nur solidarisch durchs Leben kommt. Ein bisschen Selbsterkenntnis schadet dabei auch nicht: „Ich war und blieb ein Wurstel und Tandler mit kleinem Wirkungskreis, aber wenigstens dort war ich Herr des Geschehens.“ Und das ist ja auch schon was. **Antje Weber**

Max Bronski: Die Josephsbrüder. Edition Nautilus, 130 Seiten, 16 Euro. Lesungskonzert in München: Do., 30. Oktober, 19 Uhr, Stadtbibliothek im HP 8